



Den Gottesdienst zelebrieren Aret (Bild Mitte) und seine Mitbrüder getreu den alten Ritualen. Im Priesterseminar führen sie ein modernes, wenn auch striktes Internatsleben. Fotos Erol Gurian



MEINE FAMILIE

Frisierter Apfelkuchen

Von Dilek Güngör

Meine Schwester hat einen Apfelkuchen gebacken. Weil sie Kalorien sparen wollte, hat sie bei der Creme mit dem Rahm und den Eiern gespart. Jetzt kann man den Kuchen nicht anschneiden, ohne dass die Creme herauspumpt. „Das ist doch kein Kuchen“, schimpft mein Vater, der seiner Lebtage noch keinen anderen Kuchen als Nusskuchen gegessen hat. Alle anderen Kuchensorten, Torten vor allem, findet er weiblich. Was einen trockenen Nusskuchen so männlich macht, wird mir für allezeit verborgen bleiben. Auch, woher er bei so viel Ignoranz weiß, wie ein ordentlicher Apfelkuchen aussehen muss.

„Du hättest mich doch fragen können“, sagt Tante Hatice und beugt den zerlaufenden Kuchen. „Warum hast du keine Stärke zum Binden untergerührt?“ fragt sie. „Mein Gott, jetzt macht doch nicht so ein Aufhebens um den Kuchen. Schmeißt ihn einfach weg“, schimpft meine Mutter. „Seit wann werfen wir leichtfertig irgendwelche Lebensmittel weg?“ fragt Tante Hatice. „Ja, dann iss ihn“, erwidert meine Mutter. „Warum soll ich essen, was ihr wegwerfen wollt?“ fragt Tante Hatice. „Ich bin doch nicht euer Müllschlucker.“

Irgendein Grund zum Streit findet sich doch immer

Es ist immer dasselbe, bei uns gibt es nichts, weswegen nicht gestritten werden könnte. „Wir frieren ihn ein“, schlägt sie nach einer Weile vor. „Wozu sollen wir einen Kuchen einfrieren, den keiner essen will. Meinst du in zwei Monaten wird die Creme besser?“ fragt meine Mutter. Sie nimmt die Kuchenplatte und hat den Griff zum Mülleimer schon in der Hand. „Jetzt warte doch, wir können den Kuchen doch nicht einfach wegwerfen“, ruft Tante Hatice. Meine Mutter stellt ihn wieder auf den Tisch. „Gut, überlegt euch, was ihr damit machen wollt. Ich muss wieder an meine Nähmaschine.“

Drei Tage später steht der angeschnittene Kuchen immer noch im Kühlschrank, es fehlt immer noch nur ein erstes Stück, keiner hat ihn seit dem Streit angerührt. Ich schneide mir eine Ecke ab, der Kuchen schmeckt gut, die Äpfel sind säuerlich, genauso, wie ich sie mag. Auch gegen die Creme kann man nichts sagen, dünn ist sie halt. Es ist eigentlich schade um den schönen Kuchen. Ich nehme eine Tüte Vanillepudding aus dem Schrank. Wenn man über die Äpfel eine Schicht Vanillepudding streicht, ließe sich der Kuchen retten. Dann noch ein Schicht Buttercreme um den Rand, Mandelblättchen drauf...

„Warum hast du denn noch einen Kuchen gebacken?“ fragt meine Schwester, als sie abends den Kühlschrank aufmacht. „Das ist kein neuer Kuchen. Das ist dein Kuchen, nur ein bisschen aufgehübscht.“ Meine Schwester fasst sich an den Kopf. „So viel Aufwand um einen vermurksten Apfelkuchen. Ich hätte ihn auch so gegessen, wie er war.“ Hat sie aber nicht. „Ach was“, sage ich. „So ist er doch noch viel besser.“

Wer will denn schon mit den Zutaten sparen?

Nach dem Abendessen holte ich den frisierten Apfelkuchen aus dem Kühlschrank. „Sieh an, ein neuer Versuch“, sagt mein Vater. „Probier mal“, sage ich. „Dein Vater isst doch keine Apfelkuchen“, sagt meine Mutter. „Aber mir kannst du ein Stück geben.“ Sie kaut und nickt und findet ihn gut. „Lecker, mit dem Pudding.“ Meine Schwester schaut misstrauisch drein. Sie kann sich nicht vorstellen, dass ein drei Tage alter Kuchen mit nachträglicher Verbesserung gut schmecken kann. „Du solltest das Kuchenbacken deiner Schwester überlassen“, sagt meine Mutter. „Die spart wenigstens nicht mit den Zutaten.“ Meine Schwester schnaubt verächtlich: „Die spart so sehr mit den Zutaten, dass sie nicht einmal einen frischen Kuchen backt, sondern euch den alten unterjubelt.“ Meine Mutter hört auf zu kauen, isst dann aber doch artig auf.

„Willst du deiner Tante nicht zwei Stücke überbringen?“ fragt meine Mutter. Offenbar findet sie den Kuchen doch nicht mehr so lecker. Aber wegwerfen, wo kämen wir denn da hin? Dann lieber verschenken. „Du musst Tante Hatice ja nicht sagen, dass es der alte Kuchen ist. Das merkt die nie.“

Tante Hatice, der ich später vier Stücke Kuchen vorbeibringe, sage ich, wir hätten einen neuen Kuchen gebacken. „Und was habt ihr mit dem alten gemacht?“ fragt sie entrüstet. „Den hätte ich noch mit ein paar Zutaten aufgepeppt. Aber auf so etwas kommt ihr verwöhnten Wohlstandskinder ja nicht.“

Auf Zeitreise am himmelblauen Sewansee

Vom Ruhrpott in den Kaukasus: seit zwei Jahren studiert Aret Bilici am Priesterseminar der Armenisch-Apostolischen Kirche

Aret Bilici ist in Istanbul geboren und in Deutschland aufgewachsen. Nun folgt der 27-jährige Diasporaarmenier der Spur seiner Religion. Schon als Jugendlicher wollte er Priester werden.

Von Claus Lochbihler

Bevor sowjetische Wasserbauingenieure unter Stalin den riesigen Sewansee im Nordosten Armeniens angezapft haben, lag das Sewankloster noch auf einer Insel. Heute ist sie eine Halbinsel. Wer den Hügel darauf erklimmt, vorbei an den Souvenirkärlern, steht vor den Resten des im neunten Jahrhundert gegründeten Klosters: zwei Steinkirchen, klein und geduckt, als ob sie vor dem Wind in Deckung gehen müssten. Am Eingang der Kirche steht ein Kreuzstein aus der Zeit der Mongolenstürme, auf dem Jesus mit Schlitzaugen und Zöpfen dargestellt ist. Unten am Seeufer zerfallen die Ruinen der sowjetischen Ferienkomplexe, in denen sich die Helden der Arbeit vom Aufbau des Sozialismus erholen durften.

Die ungewöhnlichste Sehenswürdigkeit an diesem trostlos schönen Ort aber trägt den Namen Aret. Besonders deutsche Touristen versetzt Aret in Erstaunen. Wer würde schon erwarten, mitten in Armenien, 3000 Kilometer fern der Heimat, einem armenischen Mönch aus Deutschland zu begegnen? Noch dazu einem, der waschechtes Ruhrpottdeutsch spricht.

Der Vater ist Armenier, die Mutter aramäische Christin

Aret Bilici ist 27 Jahre alt. Vor zwei Jahren hat er Deutschland verlassen, um ins Priesterseminar nach Armenien zu gehen, in ein Land, dessen Sprache er erst lernen musste und mit dem ihn bis dahin nichts verband außer Herkunft, Religion und ein vages Gefühl der Zugehörigkeit. Aret ist Diasporaarmenier mit deutschem Pass. 1979 in Istanbul geboren, 1986 mit den Eltern nach Deutschland ausgewandert, aufgewachsen in Essen. Einer von schätzungsweise rund 40 000 Armeniern in Deutschland.

Arets Vater stammt aus Diyarbakir in Südostanatolien. Der türkische Armenier tat dort lange Zeit das, was viele tun mussten, wenn sie sich als Armenier in der Türkei keine Probleme einhandeln wollten: Er gab sich als Türke aus. Statt seines Vornamens Gabriel trug er den türkischen Namen Vahit. Heute gibt es in Diyarbakir kaum noch Armenier. Fast alle sind weggezogen. Viele waren es ohnehin nicht mehr seit jenem Völkermord an den Armeniern des Osmanischen Reichs zur Zeit des Ersten Weltkriegs, den man, wenn es nach der Türkei geht, bis heute nicht Völkermord nennen darf.

Arets ältere Geschwister haben Armenisch noch an Schulen der armenischen Gemeinde in Istanbul gelernt. Dafür war Aret zu jung. Als die Familie nach Deutschland auswandert, spricht er nur Türkisch und wird von seinen türkischen Mitschülern für einen der ihren gehalten. Komisch finden sie nur, dass Aret Schweinefleisch isst und Weihnachten feiert. Als Aret sich eines Tages als Armenier outet, wird das Leben auf dem Pausenhof schwieriger. Fußball spielt er von da an nur noch gegen seine türkischen Mitschüler, nicht mehr mit ihnen: „Bei der Wahl der Mannschaften bin ich von selbst auf die andere Seite gegangen. Als Armenier hätte mich von denen keiner gewählt.“

Aret, der mit seiner Mutter bis heute Türkisch redet, ist armenisch getauft. Armenisch-apostolisch getauft und ethnischer Armenier zu sein – das bedeutet mehr oder weniger dasselbe. Nirgendwo sonst ist das Verhältnis zwischen konfessioneller und na-

tionaler Zugehörigkeit so eng wie bei den Armeniern, die 301 nach Christus als erste Nation zum Christentum übertraten. Ihrer Kirche nämlich, der ältesten National- und Volkskirche der Welt, verdanken die Armenier ihre Identität, ihre Eigenständigkeit, ihren Zusammenhalt, egal wo sie leben, ob in Frankreich, Kalifornien oder Argentinien, wie viele von Arets Verwandten. Ihrer Kirche vor allem verdanken sie es, dass sie Armenier geblieben sind, sagen die meisten Armenier. Trotz Staatenlosigkeit, Fremdherrschaft, Verfolgung und Exil, die über Jahrhunderte das Leben dieses Volkes prägten.

Wo Aret lebt, gibt es zunächst keine armenische Gemeinde. Er ministriert und singt in einer syrisch-orthodoxen Kirche, erst später auch in einer syrisch-orthodoxen und einer armenischen Gemeinde. Für Aret kein Problem. Mit konfessionellen Unterschieden kennt er sich aus. Seine Mutter ist aramäische Christin. Weihnachten wird bei Familie Bilici immer zweimal gefeiert, aramäisch am 24. Dezember, armenisch am 6. Januar. „Geschenke gibt's aber nur einmal.“

Die Idee, armenischer Priester zu werden, hat Aret das erste Mal, als er mit 14 Jahren ein paar Tage in einem syrisch-orthodoxen Kloster in Holland verbringt. Als er mit der Realschule fertig ist, besteht seine Mutter auf einer Berufsausbildung. Dreieinhalb Jahre geht Aret bei einem Silberschmied in die Lehre. Danach ist es so weit. Seiner letzten Freundin sagt er, dass die Zeit gekommen sei. Freunde veranstalten eine große Party. Dann, am 2. März 2005, reist Aret nach Armenien. Außer seinem Handy und einer Ausgabe von „Und die Bibel hat doch Recht“ nimmt er sein Silberschmiedewerkzeug mit. Er will für das Oberhaupt der armenischen Kirche, den Katholikos, einen Kelch anfertigen.

Die erste Zeit verbringt Aret im Priesterseminar in Edschmiadsin. Die kleine Stadt in der Nähe der Hauptstadt Eriwan ist das, was Rom für die Katholiken ist: Zentrum der Armenisch-Apostolischen Kirche und Sitz des Katholikos. Doch bald wird Aret weitergeschickt, denn zu viele hier sprechen Englisch und Französisch. Er soll sich ganz auf die fremde Sprache mit der eigenartigen Schrift konzentrieren – und zwar im Sewankloster.

Winter im Sewankloster am Sewansee: der Schnee liegt bis zu zwei Meter hoch, 1900 Meter über dem Meeresspiegel. Arets



Alltag ähnelt einer ständigen Zeitreise. Der Abendgottesdienst, den die knapp achtzig Seminaristen feiern, läuft fast so ab wie in früheren Jahrhunderten auch. Er hat für europäische Touristen etwas Archaisches: endlose Bekreuzigungen, fremdartig schöne Gesänge und eine ritualhafte Strenge, an die eine lateinische Messe nicht heranreicht. Im Seminar dagegen führen Aret und seine Mitbrüder ein modernes, wenn auch striktes Internatsleben. Der Tag beginnt um 7.15 Uhr und endet um 23.30 Uhr. Dreimal feiern sie Andacht, eine halbe Stunde pro Tag treiben die Jungmönche Sport. Es gibt einen Chor, aber auch Englisch- und Französischunterricht. Sogar Ökologie steht auf dem Programm. Schließlich liegt ein ökologisches Beinahedesaster direkt vor der Tür, himmelblau und wunderschön: der Sewansee, der schon zu verlanden und umzukippen drohte, so stark war sein Wasserspiegel gesunken.

Auch auf die Probleme der Armenisch-Apostolischen Kirche soll das Seminar vorbereiten. Sie ist stark und schwach zugleich. Stark, weil viele Armenier seit dem Ende der Sowjetunion und dem chaotisch über sie hereinbrechenden Kapitalismus, der die wenigsten reich und die meisten arm gemacht hat, bei der Kirche Halt suchen. Schwach, weil sie sich noch immer mit dem Erbe des Kommunismus auseinandersetzen muss. Bis heute gibt es keinen richtigen Religionsunter-

richt in Armenien. Achtzig Prozent der Bevölkerung geben bei Umfragen an, noch nie in der Bibel gelesen zu haben. Neunzig Prozent wissen nicht, was ihre Kirche von anderen unterscheidet. Das ist auch die Folge eines Priester Mangels.

Aret und die anderen Seminaristen sind also die Zukunft ihrer Kirche – vorausgesetzt, sie halten die bis zu sechs Jahre währende Ausbildung durch. Das Seminarleben ist nicht immer einfach. Aret muss zudem im Crashkurs Armenisch lernen. In den ersten Monaten brütet er manchmal bis zwei Uhr nachts über der fremden Sprache. Jedes zweite Wort schlägt er nach. Sein Heimweh bekämpft er mit Telefonaten: Für 1000 Dram, rund 2,20 Euro, kann er zwanzig Minuten mit seiner Familie in Deutschland telefonieren. Ohne Ersparnisse könnte er sich das nicht leisten. Vom Seminar erhalten die Seminaristen 400 Dram Taschengeld im Monat.

Vieles bleibt Aret auch nach Monaten fremd: angefangen bei dem in der armenischen Küche schier allgegenwärtigen Koriander bis hin zu jenen Situationen, in denen er merkt, wie deutsch er sich fühlt. Wenn seine Mitbrüder sich mal wieder nicht ordentlich anstellen können, fährt ihm das deutsche Wort „geradeaus“ in den Kopf.

Soll er nun Diakon werden? Oder vielleicht sogar Mönch?

Es gibt Momente, in denen Aret nahe dran ist, alles hinzuschmeißen, so wie die anderen Armenier aus Westeuropa, die es in den vergangenen eineinhalb Jahren nach Sewan verschlug. Doch dann sagt er sich: „Ich will das, was ich anfangs, auch fertig bringen.“ Und eines Tages nach Deutschland zurückkehren, wenn der Katholikos es erlaubt. Nur eines weiß Aret noch nicht: ob er sich für oder gegen den Zölibat entscheiden wird. Ob er das Seminar als Diakon – wie sieben von zehn Absolventen – oder als ein dem Zölibat verpflichteter Mönch verlassen wird. „Das wechselt manchmal jeden Tag.“ Es gibt Tage, an denen er davon träumt, Mönch und eines Tages vielleicht Erzmönch oder Erzbischof zu werden. Und es gibt Sommerstage, an denen sich der Sewansee in eine armenische Adria verwandelt: „Wenn ich die hübschen Mädchen sehe, denke ich mir: Zölibat? Lieber nicht.“



Klösterliche Kost, mal ohne Koriander



Vor über einem Jahrtausend wurde hier bereits gebetet. Aret erklimmt oft den Hügel über dem See.